

Ernst Christoph Suttner: Die Christenheit aus Ost und West auf der Suche nach dem sichtbaren Ausdruck für ihre Einheit. Würzburg: Augustinus-Verlag 1999 (Das östliche Christentum, N.F., 48). 302 S., ISBN 3-7613-0191-X, DM 28,50

Der Autor, bekannter Professor für Patrologie und Ostkirchenkunde an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, hat nach seinem Buch über *Das wechselvolle Verhältnis zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens im Laufe der Kirchengeschichte* (1996) nun mit dem Vorliegenden in rascher Folge ein weiteres zusammenfassendes Werk zu seiner Sicht der Geschichte der Begegnung zwischen östlicher und westlicher Kirche publiziert. Dabei beschränkt er sich nicht auf die Beschreibung dieser wechselvollen Geschichte, sondern sucht auch nach systematischen Konsequenzen für ein Zusammenleben der genannten Kirchen.

Das Buch bietet nach einer systematischen, an der eucharistischen Ekklesiologie des 2. Vaticanums orientierten Einleitung (13-26) eine geschichtliche Darstellung in vier Teilen (I. Nach alter Art auf der Suche 29-95; II. Nachtridentinisches Suchen 96-185; III. Nach einem Wechsel in der Ekklesiologie [d.h. von 1729 bis nach dem Zweiten Weltkrieg] 186-257; IV. Nach der Rückbesinnung auf die traditionelle Ekklesiologie [jüngere und jüngste Vergangenheit] 258-276) und schließt mit einem etwas locker angebundenen systematischen Schlußteil (279-302), in dem noch einmal der Wandel im Verständnis von Schisma und Union dargestellt wird. Diese Thematik steht im Zentrum von Suttners Interesse. – Die mit zahlreichen Details angereicherte Darstellung der Geschichte muß an nicht wenigen Stellen als eigenwillig bezeichnet werden. Einige Aspekte seien hier thematisiert.

Bei seiner Behandlung der Alten Kirche unterstreicht Suttner, daß auch in den Jahrhunderten der sieben ökumenischen Konzile die Kirchen gut 200 Jahre im Schisma verbracht (30) und einige Ortskirchen ohnehin der Gemeinschaft schon bald nicht mehr angehört hätten. Die Konzilien der Alten Kirche hätten in jener Zeit jeweils dem Prozeß der Rekonkiliation gedient (29).

Prägnanter als diese einführenden Bemerkungen ist der Exkurs über das *filioque*-Problem (32-36). Suttners Kernthesen bestehen darin, daß das Symbol ohne *filioque* auf einer lokalen Kirchenversammlung ohne Beteiligung der westlichen Kirchen im Jahre 381 verabschiedet wurde, die erst im Jahr 451 auf dem Konzil von Chalkedon als ökumenisches Konzil angenommen worden sei (33). Schon seit 447 habe es im Bereich des Westens aber auch eindeutig (vom Autor leider nicht zitierte) Symboltexte mit dem *filioque* gegeben (34). Die Ostkirchen hätten daran keinen Anstoß genommen (35). Ferner sei die Einfügung des *filioque* in die liturgisch verwendete Übersetzung des Nizänokonstantinopolitanums auf der dritten Synode von Toledo nicht mit der Absicht geschehen, von dem verabschiedeten Text des Glaubensbekenntnisses abzuweichen (36). Bereits hier zeigen sich mehrere argumentative Schwächen. So macht der Autor nicht deutlich, ab wann die westlichen Formulierungen des *filioque* im Osten wirklich bekannt geworden sind. Ferner genügt es nicht, vermeintliche, nicht genauer nachzuweisende Absichten einer Synode anzuführen (von solchen vermeintlich guten, quellenmäßig nicht nachweisbaren Absichten ist im vorliegenden Buch allzu oft die Rede!; vgl. z.B. 221f.) – die Wirkung und die Frage nach den Gründen für dieselbe ist von viel größerer Bedeutung und auch weit präziser zu bestimmen. Letztlich reicht eine ausschließlich historische Relativierung des *filioque*-Problems nicht aus, um dieses wirklich überwinden zu helfen. Auch wenn es erst im späteren Verlauf der Kirchengeschichte als konfessionstrennendes Merkmal entdeckt worden ist, bedeutet dies nicht, daß die Differenzen damit hinfällig seien. Es können trennende Elemente im Verlauf der Kirchengeschichte ja als solche erst mit der Zeit deutlicher ins Bewußtsein treten. Interessant wäre eine Beschreibung der ablehnenden Haltung gegenüber dem *filioque* in der Bewegung des Hesychasmus gewesen, auf die Suttner leider nicht eingeht. Zum gesamten Themenbereich ist dem Leser jedenfalls zu empfehlen, sich auf Arbeiten wie die inzwischen erschienene Münchener Habilitation von Bernd Oberdorfer, *Filioque. Geschichte und Theologie eines ökumenischen Problems*. Göttingen 2001 (FSÖTh, XCVI) anstatt auf oberflächlich harmonisierende Darstellungen zu stützen.

Fragwürdig ist insbesondere Suttners Einschätzung der Kirchenspaltung (hier als „Unionsversuch“ bezeichnet) von 1054 (69-73). Wenngleich zuzustimmen ist, daß damals in Konstantinopel nicht die Kirche des Ostens jener des Westens die Kirchlichkeit abgesprochen hat und umgekehrt, so ist doch in den ausgesprochenen Anathemata mehr als nur ein Akt der Exkommunikation konkreter hitzköpfiger Persönlichkeiten wie Patriarch Michael Kerullarios und Humbert von Silva Candida zu sehen (73). Einerseits sind hier nicht beliebige Theologen verurteilt worden, sondern hochoffizielle Vertreter der Ost- und der Westkirche. Ferner haben vor allem diese Anathemata, die erst 1965 im Rahmen des Dialogs der Liebe von beiden Seiten aufgehoben wurden, zu den vielen Bemühungen um eine Wiederannäherung geführt, wie sie am deutlichsten und bekanntesten auf den Konzilien von Lyon und 1438/9 in Ferrara/Florenz zu beobachten gewesen sind. Anhand Suttners Darstellung wird gar nicht recht deutlich, warum solche Konzilien überhaupt notwendig gewesen sind. Gewiß war mit den Anathemata nicht eine explizite Aberkennung der Kirchlichkeit verbunden, wie sie erst im Rahmen des Konfessionalismus im 18. Jh. zunächst auf seiten Roms (1729) und dann auch Konstantinopels (1755) bemerkbar ist. Und sicher hat es immer wieder Fälle im Bereich der Frömmigkeitspraxis gegeben, bei denen die scheinbar klar gesetzten Grenzen zwischen Ost und West überschritten wurden. Darin kann aber kein Ausdruck einer vermeintlichen Kirchengemeinschaft bzw. „echten Gemeinsamkeit im geistlichen Leben“ (54) gesehen werden, sondern eher eine – begrüßenswerte – Überschreitung eines offiziell bestehen-

den Bruches auf einer inoffiziellen Ebene, in etwa vergleichbar mit Bestattungen orthodoxer Christen im „Westen“, die noch im 20. Jh. mangels Präsenz orthodoxer Geistlichkeit evangelische Seelsorger haben durchführen können. Die Handlungen auf offizieller Ebene sind nicht nur durch die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204 gekennzeichnet, sondern z.B. auch durch die Ersetzung bzw. Versetzung orthodoxer Bistümer auf Zypern unter den Lusignans. Wenn auch selbst auf Zypern zahlreiche gegenseitige Einflüsse insbesondere im Bereich der Kirchenkunst zu bemerken sind, so sind darin keineswegs Zeugnisse gegenseitiger Akzeptanz auf der Ebene von Kirchenhierarchie und Ekklesiologie zu sehen. Ein zentrales Problem im vorliegenden Buch ist aber eben die beständige Vermischung dieser unterschiedlichen Ebenen.

Besonders problematisch ist die Einschätzung des Konzils von Ferrara/Florenz (78-86), das hier nachgerade zu einem Paradigma kirchlicher Annäherung gerät. Dem widersprechen nicht nur die Forschungsergebnisse orthodoxer, sondern – freilich nicht so regelmäßig – auch katholischer Theologen (vgl. u.a. Hermenegild M. Biedermann, *Orthodoxie und Unia, Ostkirchliche Studien* XLV [1996], 11-32, hier 12; G. Alberigo [ed.], *Christian Unity. The Council of Ferrara-Florence 1438/39–1989*. Leuven 1991 [EThL.B, XCVII]; Anastasios Kallis, *Ferrara-Florenz [1438–1439]. „Räubersynode“ oder Modell eines Unionskonzils?* In: ders., *Brennender, nicht verbrennender Dornbusch*. Münster 1999, 342-357). Daß das Konzil im Horizont des drohenden Untergangs des byzantinischen Restreiches und auch der Stadt Konstantinopel und somit in einer Situation gehalten wurde, in der die orthodoxen Vertreter inklusive Kaiser und Patriarch auch mit den äußersten Mitteln händeringend um Unterstützung aus dem Westen gekämpft haben, wird hier ebenso heruntergespielt bzw. ignoriert wie die Tatsache eines unmittelbaren Widerspruchs seitens der orthodoxen Bevölkerung z.B. in Konstantinopel. Ferner wird die These, daß das Konzil den Orthodoxen Zugeständnisse insbesondere im Blick auf die Anerkennung des päpstlichen Primats und des filioque abgerungen hat, kaum angemessen reflektiert. Eine ernstzunehmende Auseinandersetzung mit der Forschung unterbleibt, wenn behauptet wird, das Konzil hätte im Prinzip nichts anderes als ein gegenseitiges Akzeptieren abweichender lokaler Bräuche bedeutet. Für die orthodoxe Seite reicht es z.B. nicht aus, wenn das nizänische Symbol mit oder ohne filioque gebetet wird. Im Zeichen ökumenischer Aufrichtigkeit wäre bei einer wirklich zukunftsweisenden Verständigung die Aussage nötig, daß eine einseitige Erweiterung des Bekenntnisses – und sei sie auch aus guten Gründen geschehen – kirchenrechtlich nicht korrekt gewesen und daher auf den Zusatz im Zeichen der Ökumene besser zu verzichten ist. Eine solche Feststellung zu treffen war freilich im 15. Jh. kaum möglich – schon daher kann das Konzil kaum als Paradigma bezeichnet werden.

Insgesamt wäre das Buch korrekter bezeichnet mit dem Titel: „Die Bemühungen um Unionen der römischen Kirche mit der östlichen Christenheit unter der Berücksichtigung ihrer leidvollen Vorgeschichte“. Der gewählte Titel hingegen führt in die Irre. Die westliche Christenheit dürfte sich kaum auf die römisch-katholische Kirche reduzieren lassen. Hier hingegen tauchen die evangelischen Konfessionsfamilien hauptsächlich als Feindbild auf. Vor allem sie hätten, insbesondere in ihrer calvinistischen Ausprägung, versucht, die Orthodoxen für ihre Kirche einzunehmen (vgl. bereits die Überschrift auf S. 111: „Griechische“ Kirchen durch Renaissance und Reformation bedrängt). Agressiv bedrängendes Wirken wird (v.a. in Form des einzigen ausführlicher behandelten Protestantens Jakobus Basilikus Heraklides; 117-120) dementsprechend im reformatorischen Lager wahrgenommen (vgl. die häufige Rede vom „mächtigen Ansturm der

Rezensionen

Reformation“, z.B. 114), der römische Katholizismus dagegen als Helfer stilisiert. Wichtige Dokumente der Begegnung zwischen Protestantismus und Orthodoxie werden dagegen nicht erwähnt, obwohl mit ihnen die Interdependenzen zwischen den drei Konfessionen gut zu verdeutlichen gewesen wären. So fehlt ein Hinweis auf den Briefwechsel zwischen den Tübinger Theologen und Patriarch Jeremias II. (1573–1581; vgl. die Habilitationsschrift von Dorothea Wendebourg, *Reformation und Orthodoxie*. Göttingen 1986 [= FKDG XXXVII]). Dadurch wird nicht nur der Protestantismus zum Angriffsgegenstand, sondern auch die Entwicklung der Begegnung zwischen Orthodoxie und römischem Katholizismus seit dem 16. Jh. in ein gänzlich einseitiges Licht gerückt. „Christen östlicher und westlicher Tradition“, wobei Suttner unter letzteren eben nur römisch-katholische versteht, haben sich keineswegs immer in gemeinsamer Abwehr gegen einen aggressiven Protestantismus zusammengefunden (so 114). Schon Luther hatte in seiner Leipziger Disputation Eck auf die Ostkirchen verwiesen und in ihnen gegen die Römer kritisch aufzuführende Traditionen wahrgenommen. Ferner hat es auch auf östlicher Seite keineswegs immer nur ein Schielen auf den Bündnispartner Rom, sondern auch auf den Protestantismus gegeben.

Vom Bemühen um eine historisch-objektivierende umfassende Darstellung ist jedoch im vorliegenden Buch wenig zu bemerken. Schon die häufig tendenziösen Formulierungen zeugen eher für das Gegenteil. Eine intensivere Auswertung des Buches von Gerhard Podskalsky, *Griechische Theologie in der Zeit der Türkenherrschaft (1453–1821)*. Die Orthodoxie im Spannungsfeld der nachreformatorischen Konfessionen des Westens. München 1988 oder selbst der ihrerseits recht einseitigen Darstellung aus orthodoxer Perspektive von Chrestos Giannaras, *Orthodoxia kai Dyse ste Neotere Ellada*. Athen 1992 hätte für eine ausgewogenere Darstellung sorgen können.

Das vorliegende Werk übergeht indes nicht allein den protestantischen Flügel des westlichen Christentums. Auch die Position des zeitgenössischen Katholizismus zur Unions-Frage wird sehr selektiv behandelt. So fehlt eine explizite und notwendigerweise ausführliche Behandlung so zentraler Quellen wie des Abschlußdokumentes des Dialogs in Bari 1993. Dort wurde unter Bezug auf den vorangehenden Dialog 1990 in Freising explizit festgestellt, daß der Uniatismus als Methode der Suche nach Einheit zu verwerfen sei (vgl. Hermann-J. Vogt [tr.], *Der Uniatismus – eine überholte Unionsmethode – und die derzeitige Suche nach der vollen Gemeinschaft, Una Sancta XLVIII* [1993], 256–264, hier 257). Suttner macht lediglich deutlich, daß er im Unionsverständnis differenzieren möchte (194). Der Uniatismus ab dem 18. Jh. sei nicht mit jenen Unions-Bestrebungen z.B. beim Konzil von Ferrara/Florenz vergleichbar, da sich dort noch zwei gleichberechtigte Partner zu einer Union entschlossen hätten. Abgesehen von den oben dazu aufgeworfenen Fragen erscheint diese Differenzierung auch im Blick auf die gegenwärtige Situation unzureichend. Der Verfasser macht kaum deutlich, wie eine solche Union von „Schwesterkirchen“ nicht nur angesichts der Konfessionalismen des 18. Jh.s, sondern auch der Ekklesiologie des ersten und zweiten vatikanischen Konzils möglich sein soll. Kann es überhaupt – trotz bemerkenswerter Äußerungen über die Ostkirchen in der Erklärung der Glaubenskongregation *Dominus Jesus* (2000), die Suttner in seinem Buch noch nicht hat verarbeiten können – zu einer wirklichen Union zwischen Rom und den Ostkirchen unter Verzicht auf die Anerkennung des päpstlichen Jurisdiktionsprimats und seiner Infallibilität kommen? Die Lektüre des Buches jedenfalls macht nicht deutlich, wie eine Rückkehr zur altkirchlichen Ekklesiologie inklusive einer anderen Art der Beziehung der Ostkirchen zum Papst als jener ihrer westlichen Schwesterkirchen (vgl. 135) angesichts der vatikanischen Ekklesiologie des 19. und

Südosteuropa – Allgemeines, Übergreifendes

20. Jh.s möglich sein sollte. Es ist kaum denkbar, daß die römische Ekklesiologie, derzufolge das Zugehören zum Papst heilsnotwendig ist (vgl. 196), andere Kirchen in einer Union gleichberechtigter Partner als wirklich vollwertig und mit allen Heilmitteln ausgestattet zu akzeptieren imstande ist. Auch die Unterscheidung zwischen „päpstlichen und patriarchalen Prärogativen des römischen Bischofs“ je nach Gegenüber scheint selbst auf der Basis der Ekklesiologie des zweiten Vatikanums kaum im Rahmen einer kirchlichen Union realisierbar zu sein. Diese ökumenisch brennenden Fragen finden bei Suttner keine befriedigenden Antworten, obwohl er deutlich über eine historische Beschreibung des Wegs zu einem sichtbaren Ausdruck nach Einheit hinaus um die Darstellung systematischer bzw. praktischer Konsequenzen bemüht ist.

Zahlreiche weitere Interpretationen wären hier noch kritisch zu hinterfragen (z.B. die Einschätzung der Eroberung Siebenbürgens durch die Habsburger). Doch dürfte die grundsätzliche Tendenz bereits deutlich geworden sein. Auch auf bedauerliche Druckfehler wie die Fehldatierung des vierten Laterankonzils auf das Jahr 1214 (300) sei nicht weiter eingegangen.

München

Andreas Müller